



Daniel Carinsson

Goldregen

EIN GIPSY-KRIMI · ARS VIVENDI



Daniel Carinsson

Goldregen

Der zweite Fall des Adam Wischnewski

Ein Gipsy-Krimi

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage April 2014
© 2014 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Umschlaggestaltung: ars vivendi verlag unter
Verwendung einer Fotografie von © plainpicture/
Millennium/Bina Winkler
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-423-9

PROLOG

Eiskalt umschloss ihn das trübe Wasser des Flusses. Jäh stellten seine Muskeln ihre eben noch hektischen Bewegungen ein. Regungslos schwebte er langsam nach unten. Als das kurze Brennen auf seiner Haut wieder verflogen war und sein Körper sich an die Kühle gewöhnt hatte, öffnete er vorsichtig die Augen. Von oben schimmerte noch etwas Tageslicht zu ihm herunter. Nur mühsam konnte er ein paar Umrisse erkennen. Lange Schlingpflanzen mit breit gefächerten Blättern trieben an ihm vorbei, ein paar schlierige Substanzen lösten sich vor ihm auf, und ab und an stiegen ein paar Luftblasen zur Oberfläche hinauf. Er versuchte, den Boden unter sich zu erkennen, aber sein Blick verlor sich rasch im dunkler werdenden Grau, in das er hinabsank.

Er fragte sich, wie lange er wohl aushalten würde. Er war Trompeter, seine Lungen waren trainiert und fassten bestimmt eine gehörige Menge Luft. Wie tief er nun schon unter Wasser sein mochte? Plötzlich erfasste ihn eine kühle Strömung, die ihn erneut schauern ließ und seinen Körper in eine leichte Drehbewegung versetzte. Die Pflanzen gerieten aus seinem Blickfeld, und er hatte das Gefühl, jetzt in Richtung des offenen Flusses zu sehen, wo das Wasser noch etwas dunkler wirkte. Gerade nahm er aus dem Augenwinkel ein paar Schatten wahr, als er einen kleinen Ruck spürte. Ohne einen sichtbaren Anhaltspunkt dafür zu haben, wusste er, dass es nicht weiter nach unten ging.

Das schwere Metallgitter, ein Stück Schiffsschrott von einer der Hafenanlagen gleich in der Nähe, das mit einer rostigen Kette an seinen Beinen fixiert war, hatte den Boden erreicht. *Endstation*, ging es ihm durch den Kopf, und er war selbst erstaunt über die unerwartete Ruhe, die er verspürte, jetzt, wo er wusste, dass er hier die letzten Momente seines Lebens verbringen würde. Er drehte den Kopf wieder etwas nach rechts, paddelte ein wenig mit den gefesselten Händen, um seinen Körper noch ein Stück weiter zu drehen, und dann sah er sie: kaum mehr als zwei Armeslängen entfernt der Erste, links dahinter der Nächste, und dann gleich drei oder vier, einen fast gleichmäßigen Halbkreis bildend. Je länger er in dieselbe Richtung sah, umso mehr tote Körper tauchten aus dem wässrigen Zwielflicht auf. Wie zu tief gesetzte Bojen trieben sie alle etwa auf gleicher Höhe, wie er gehalten von Ketten und Tauen, die sich nach unten in der Tiefe verloren, kaum merklich vom stummen Rhythmus der Strömung in einem langsamen Takt hin und her bewegt.

Sein Blick mäanderte. Er konnte keine Details erkennen. Nur die Figur in nächster Nähe war soweit noch im Licht, dass er etwas mehr als nur Umrisse ausmachen konnte. Fast unmerklich hatte sie sich im Wasser gedreht und wandte ihm nun das Gesicht zu. Aus riesigen Augen glotzte ihn der Tote starr an. Sein Mund stand offen, stellenweise hingen Fasern von den Wangen herunter, wie Lack einer alten Emaillewanne, der abblättert. Das Gesicht war so weiß wie das Hemd, das der Fremde trug, und genau wie dieses war es von schwärzlichen Flecken übersät.

Unvermittelt zuckte ein brennender Schmerz durch seine Brust. Seine Lungen schienen mit einem Mal wie in Flammen zu stehen, und ohne bewusstes Zutun geriet sein Kör-

per erneut in Bewegung. Mit jedem Muskel stemmte er sich gegen die Fesseln und gegen den unüberwindbaren Zug von unten. Er wand sich in alle Richtungen, von plötzlicher Panik und Schmerz beinahe schon besinnungslos, als ihn unerwartet ein helles Licht traf.

Der Scheinwerferkegel hatte ihn jetzt vollständig erfasst, und beinahe glaubte er, die Wärme der Strahlen auf seinem ausgekühlten Körper spüren zu können. Gierig reckte er sich dem Schein entgegen, weit riss er die Augen auf, um zu erkennen, wer zu seiner Rettung gekommen war.

Seine Schreie wurden sofort vom Wasser erstickt. Blitzschnell drang es in seinen schreckgeöffneten Mund und füllte seine platzenden Lungen. Bild um Bild nahm die Kamera vor ihm den schwindenden Blick seiner Augen auf. Dann wurde es schwarz.

TAMARA

»Adam! Adam!« Tamara griff sich die Schachtel mit den Büroklammern, die auf ihrem Schreibtisch lag, und schüttelte sie kräftig, um mit dem lauten, rasselnden Geräusch auf sich aufmerksam zu machen. »Adam Wischnewski! Was genau tust du da eigentlich?«

Tamara Plebic war offiziell Studentin der Publizistik mit Schwerpunkt Kulturmanagement. Sie war außerdem vor allem Musikerin, DJane, ambitionierte Fotografin, Hobby-Model für diverse Studienkollegen und seit beinahe einem halben Jahr an drei Tagen in der Woche in Adams Agentur für alles zuständig, was auch nur im Entferntesten etwas mit Organisation zu tun hatte. Denn darin lag ihre eigentliche Berufung: im Planen, auf die Beine stellen, Veranstalten. Gleichgültig, ob es um Studentenfestivals in alten Schlossruinen, Ersatzinstrumente für abgebrannte Musiker oder Hotelzimmer mit Dusche, WC und ordentlichem Frühstück im hintersten Winkel der Ukraine ging: Die schmale junge Frau, der man ihre schier unerschöpflichen Energiereserven auf den ersten Blick ebenso wenig ansah wie auf den zweiten, war ein Multiorganisationstalent.

Als Sergej Ibrahimowitsch Balasaria, der mürrische Abteilungsleiter des überschaubar kleinen und geheimen Informationsdienstes der OSZE, auf dessen informeller Gehaltsliste Adam seit seinem Abenteuer mit Mirijam und Alisa stand, ihm angeboten hatte, eine Assistentin für ihn

zu suchen, damit er die Musikagentur von Marko Pasovic nach dessen Verhaftung weiterführen könne, hatte Adam dankend abgelehnt: »Es genügt völlig, wenn Sie bezahlen, Sergej Ibrahimowitsch. Suchen muss ich nicht lange.«

Tamara war ihm sofort in den Sinn gekommen. Sie war ihm zwei Jahre zuvor bei einem großen Balkanfestival aufgefallen, bei dem sie fast im Alleingang als Stageguide zwei Dutzend Bands aus Osteuropa souverän unter Kontrolle gehalten und ihn mit ihrer unaufgeregten, durchsetzungsfähigen Art und ihrer technischen wie musikalischen Fachkenntnis beeindruckt hatte. Wenn es eine Person gab, die in der Lage war, ihm den Rücken freizuhalten, während er mit den Musikern durch Europa tourte, und auf deren Detailplanung einer Konzertreise er sich jederzeit blind verlassen konnte, dann diese rothaarige Vollblutwienerin, deren Gelassenheit selbst durch unvermittelte Weltuntergänge vermutlich nicht zu erschüttern wäre.

Auch jetzt blickte sie geduldig hinüber zu ihrem Chef und variierte mild lächelnd ihre bereits gestellte Frage: »Erde an Adam, Erde an Adam, können Sie uns hören? Bitte nennen Sie uns Ihre Mission.«

Adam drehte sich irritiert zu ihr um. »Ich räum endlich die ganzen Demo-CDs zusammen und staple hier die Kartons. Das sieht man doch, oder?«

Nachdenklich schob Tamara die Unterlippe nach vorne und mit einer Hand eine verirrte Haarsträhne aus dem Gesicht. »Sicher«, erwiderte sie, »wir sehen das. Und wenn du mich fragst, wer braucht schon eine Kaffeeküche im Büro? Kaffee wird ohnehin überschätzt!«

Sie stieß sich mit einem kleinen Ruck vom Schreibtisch ab und rollte bis an die hinter ihr stehende Regalwand. Dort angelte sie ihre große Umhängetasche von einem Bord und

holte eine metallisch grün schimmernde Thermosflasche hervor. »Ich bin ja eh versorgt«, grinste sie und schob sich wieder zu ihrem Arbeitsplatz zurück.

»Was?« Adam sah zu dem mannshohen Stapel aus kleinen braunen Pappkartons, den er gerade gedankenversunken direkt vor der geschlossenen Küchentür aufgetürmt hatte. »Mist«, brummte er, dann schaute er auf die Uhr. »Ich komm heute ohnehin zu nichts mehr. Brauchst du dann noch Kaffee?«, fragte er eher rhetorisch über die Schulter.

»Nope!« Sie grinste und schwenkte noch mal ihre grüne Kanne. »Außerdem bin ich heut auch nicht mehr lange hier.« Sie wandte sich wieder ihrem Bildschirm zu, um eine angefangene Mail zu beenden.

»Gut, dann mach ich hier morgen weiter«, seufzte er mehr zu sich selbst und holte seine Jacke von der Rücklehne eines Bürostuhls. »Ich hab ein Treffen im Ersten. Wenn's was gibt, ich bin am Handy.«

»Heute gibt's nix mehr«, kam es halblaut hinter dem Computer hervor.

»Auch gut, dann bis morgen, Tamara.« Er öffnete die Tür, griff sich im Gehen die U-Bahn-Zeitung, die zusammengerollt auf dem Schlüsselbord lag, und trat ins halbdämmerige Treppenhaus.

»Baba, Adam«, hörte er Tamara noch hinter sich, dann fiel die solide Holztür ins Schloss.

KÄRNTNERSTRASSE

Adam verließ die U-Bahn am Stephansplatz und stapfte die Kärntnerstraße hinauf. Die Station an der Oper wäre eigentlich näher gewesen, aber er hatte es nicht eilig und sich daher gedacht, er könnte auf dem Weg noch ein paar späte Sonnenstrahlen und etwas frühlommerliches Flair genießen, was sich jedoch als illusorisch erwies. In Wahrheit bekam er weder von dem samtig warmen Licht etwas mit, das den reichlich gefüllten Caféterrassen entlang der Fußgängerzone einen beinahe südländischen Charme verlieh, noch hatte er ein Auge für die ebenso sündteure wie textilarme Sommermode in den Schaufenstern oder für die langen Schlangen kichernder Jugendlicher vor den zwei großen Eissalons, an denen er vorbeiging.

Grimmig hielt er die zusammengerollte Boulevardzeitung beinahe wie eine Waffe in der linken Hand und bahnte sich seinen Weg durch die Touristenströme, als gelte es, flussaufwärts Erster in einer Lachsherde zu werden.

Nur einmal blieb er kurz stehen, als er an einer kleinen Gruppe von Straßenmusikern vorüberkam. Ein Akkordeonist, ein Kontrabassist und eine junge Geigerin gaben gerade eine sehr swingende Version der *Ungarischen Tänze* zum Besten, und obwohl Adam sich schon immer gefragt hatte, warum sämtliche Zigeunerkapellen zwischen Prag, Wien und Debrecen ausgerechnet diese Komposition eines Piefkes zur internationalen Erkennungsmelodie erwählt hatten, gefiel ihm der dynamische Rhythmus, in dem Bass

und Akkordeon das Stück hier vorantrieben, und der etwas dreckige Klang der Geige, mit dem die Frontfrau über die schnellen Läufe fegte, in einer Adam gut vertrauten Mischung aus Todesverachtung für das zelebrierte Klischee und unbändiger Spielfreude zugleich.

Seine Gesichtszüge entspannten sich etwas. Eine Weile klopfte er mit dem Fuß den schnellen Galopp mit, während er die Kostüme der jungen Leute musterte, die mit breitrempigen Filzhüten, bunt leuchtenden Tüchern und jeder Menge klimperndem Schmuck so übertrieben auf Gipsy getrimmt waren, dass es auch dem am weitesten angereisten Besucher aus Japan oder aus New York sofort klar sein musste, was hier dargeboten wurde. Adams Blick blieb an den rot schimmernden Gilets der zwei Männer hängen.

»So eine Schnapsidee!«, seufzte er, und seine Miene verfinsterte sich wieder. Er zog seine Geldbörse aus der Jackentasche und warf ein paar Münzen in den abgewetzten Violinenkoffer auf dem Boden, bevor er seinen Weg zügig fortsetzte.

Eigentlich war er fassungslos. Fassungslos über sich selbst. Seit Monaten hatte er sich vor diesem Anruf gefürchtet. Hatte gehofft, dass sich sein neuer Mentor möglichst lange, vielleicht am besten gar nicht mehr melden würde, um eine Gegenleistung einzufordern für den Zuschuss zur Büromiete, für die Bezahlung seiner Halbtagsassistentin und für das kleine Grundgehalt, das es ihm immerhin erlaubte, nun sogar ein paar Altschulden, die er seit Jahren mitschleppte, stückchenweise abzubauen. Anfänglich plagte ihn dabei nicht einmal ein sonderlich schlechtes Gewissen. Schließlich hatte er ja eine Vorleistung erbracht. Er hatte den Fall in Rumänien gelöst, unentgeltlich und unter Einsatz seines

Lebens. Das sollte wohl ein paar Monatsmieten wert sein. Und er war ja auch mehrere Wochenenden auf diesen Fortbildungskursen gewesen. Nicht, dass er es nicht auch ganz spaßig gefunden hatte, in den unterirdischen Seminarräumen in der Wallnerstraße etwas Einblick in die verschiedenen Spannungsfelder, vor allem in Europas Peripherie zu bekommen. Auch der Navigations- und der Tauchkurs hatten ihm durchaus gefallen, und die Tatsache, dass er jetzt sogar einen Waffenschein besaß, erfüllte ihn, wenn er ehrlich war, tatsächlich mit einem seltsamen Stolz, wie er ihn bisher noch nicht gekannt hatte. Und das, obwohl eine echte Waffe wiederum gar nicht zu seiner Ausrüstung gehörte. Seine Ausrüstung bestand im Grunde lediglich aus einem Blackberry-Mobiltelefon, mit dem er Zugriff auf etliches Kartenmaterial und einige andere Informationssammlungen der OSZE hatte. Kaum etwas, das man mit ein wenig Recherche nicht auch so im Internet gefunden hätte, dafür aber gut sortiert und mit vielen Schlagworten und Aktennummern versehen. Als Allzweckwaffe eines Geheimagenten war es jedenfalls eher unspektakulär. Was Adam jedoch ausgesprochen recht war. Nach wie vor verspürte er keinerlei Drang zu weiteren Abenteuern, und ohnehin hatte er sich ausschließlich wegen der in Aussicht gestellten Bezahlung von Balasaria überreden lassen, als eine Art »Sonderkurier« für die Organisation in Bereitschaft zu stehen. Er füllte damit die Lücke, die der russische Abteilungsleiter seit Mirijams Verschwinden in seinem Netzwerk im Osten hatte. Und natürlich war es auch Adams stille Hoffnung gewesen, auf diese Weise bald etwas über Mirijams Verbleib zu erfahren und bei Balasaria und seinen Leuten Druck machen zu können, damit sie an dem Fall dranblieben und seine frühere Partnerin und Gefährtin doch noch finden würden.

Er hatte bald einsehen müssen, dass die Möglichkeiten, Druck auszuüben, für einen inoffiziellen Hilfssheriff wie ihn in dieser Organisation natürlich mehr als begrenzt waren. Und je länger ihr gemeinsamer Fall zurücklag, umso mehr begann er, sich auch aus diesem Grund vor einem Anruf Balasarias zu fürchten. Denn eigentlich konnten Neuigkeiten in Sachen Mirijam mittlerweile fast nur noch schlechte Nachrichten sein, auch wenn Adam sich das noch lange nicht eingestehen wollte.

Aber nun war ausgerechnet er selbst es gewesen, der Balasaria angerufen hatte. Er hatte um das Treffen gebeten, zu dem er jetzt unterwegs war. Und warum? Wegen eines Bildes in einer Tageszeitung. Adam schüttelte den Kopf und bog in die Führichgasse ein.

DAS FÜHRICH

Das Lokal, das er betrat, war einer jener Orte, die man üblicher- und berechtigterweise als Touristenfalle bezeichnet. In einer kleinen Querstraße zur Fußgängerzone und genau im Dreieck zwischen Oper, Hofburg und Stephansplatz gelegen, war das *Führich* vor allem zur Mittagszeit ein Hotspot, in dem Besucher, vorwiegend aus Japan und Italien, artig ihr Pensum an auf Tageszeitungsformat geklopften Schnitzeln, erwartungsgemäß scharfem Gulasch und bauklotzartigen Sachertortenstücken verzehrten, zu einem Menüpreis, der zwar auch einen Kurzurlaub finanzieren würde, der aber angesichts der Portionsgröße keinen unangemessen über-
teuerten Eindruck machte. Zudem bot das *Führich* eine tatsächlich hervorragende Auswahl an österreichischen Qualitätsweinen, und die vom ungarischen Chefkoch aus der Gegend um Székesfehérvár importierte Gänseleber war eine auch bei Einheimischen hoch geschätzte Delikatesse. Insider bevorzugten es allerdings zumeist, diese in einer der dekorativen Geschenkschachteln mit nach Hause zu tragen, anstatt sie, begleitet von babylonischem Geschnatter und allen österreichisch-ungarischen k. u. k.-Klassikern der Musikgeschichte, im überfüllten Gasträum zu verzehren. Dabei würde gerade jener Klangteppich durchaus nähere Betrachtung verdienen.

Jozsef, von Freunden und Bekannten kurz Jo genannt, spielte das Zymbal im *Führich* seit beinahe einem halben

Jahrhundert. Seit er Mitte der 70er im Auftrag der sozialistischen Kulturverwaltung Ungarns zu Repräsentationszwecken nach Österreich entliehen worden war, von wo er nach Ablauf seines halbjährigen Engagements im *Hotel Sacher* nicht zurückgekehrt war, sondern nur eine Straße weiter im *Führich* angeheuert hatte. Inzwischen war Jo zu einer Institution in der Stadt geworden, und er war es auch, der die zweite, nur Eingeweihten bekannte Identität des *Führich* begründet hatte.

Nach Sonnenuntergang nämlich, wenn die Reiseführer ihre Klientel wieder abgeholt und zurück zu ihren Bussen und Hotels gelotst hatten, zog Jo regelmäßig um in den sogenannten »Festraum« im ersten Stock des Lokals. In diesem holzgetäfelten Zimmer, das mit Hirschgeweihen an den Wänden und den barocken Deckchen auf den dunklen, schweren Holztischen auch ohne Weiteres als Gaststube eines königlich-kaiserlichen Jagdschlusses durchgegangen wäre, stand am hinteren Kopfe das, wie Jo jedem Fremden mit andächtigem Stolz erklärte, älteste Zymbal Wiens und Österreichs, vermutlich aber auch Ungarns.

Jos Erzählungen zufolge hatte sein Großvater, der gleichzeitig sein Musiklehrer gewesen war, ihm das Instrument schon als Junge in Budapest gezeigt, wo es weitgehend unbeachtet im Gästezimmer eines kleinen Stadtpalais' gestanden hatte. Die vormals üppige Jugendstilvilla war seinerzeit als Bücherei genutzt worden, und Jos Großvater hatte hier mit ein paar Freunden ab und an ein Engagement bei musikalisch untermalten Kulturabenden. Sein Großvater hatte ihm auch die kleine Gravur auf der Unterseite des Instruments gezeigt, die es auf 1701 datierte.

Als nach der politischen Wende Jo Anfang der Neunziger von Bekannten gehört hatte, dass jene Bücherei aufgelöst und das Palais renoviert werden würde, hatte er alle nur erdenklichen Kontakte spielen lassen, und es war ihm tatsächlich gelungen, das Instrument zu erwerben und nach Wien zu transportieren. Dort hatte er es selbst mit großer Hingabe und über mehrere Jahre hinweg restauriert, und nun stand es als sein persönliches Kronjuwel eben im Festraum des *Fübrich*. Als Leihgabe, wie Jo stets betonte, als Zeichen seiner Wertschätzung für die Wirtin, die das Lokal seit über 20 Jahren führte und die den alten Musiker bereits von ihrem Vorgänger, quasi als Inventar, mit übernommen hatte.

Wenn Jo in Erzähllaune war, und das kam gar nicht selten vor, fügte er der Geschichte von seinem Großvater und dem Zymbal gleich noch farbenprächtige Ausführungen über die Historie dieser Instrumentengattung hinzu. Seine Berichte und Legenden waren natürlich auch bestens bekannt unter denen, die sich abends nach und nach oben im *Fübrich* einfanden, während unten nur noch vereinzelt Stadtschwärmer auf ein kleines Bier, einen Pfiff, vorbeischaute und ein paar späte Büromenschen den Arbeitstag mit einem Absacker-Achterl beschlossen.

Im Festraum trafen sich zu vorgerückter Stunde die Älteren und Ältesten der großen Romafamilien der Stadt. Vornehmlich jene, die wie Jo selbst aus Ungarn stammten, oder aus der Slowakei, wo sie zur ungarischen Minderheit gehörten. Denn nicht wenige von denen, die sich hier zusammenfanden, lebten in Petržalka, einem Arbeiterviertel am Rande von Bratislava, oder im ungarischen Sopron und fuhren ein oder zwei Mal in der Woche nach Wien für ein

paar Einkäufe im 16. Bezirk, um eine Geige oder ein Akkordeon bei einem der ausgezeichneten Instrumentenbauer der Stadt richten zu lassen, um selbst Musikunterricht zu geben – und eben für einen Plausch im *Fübrich*.

Es waren informelle Treffen, bei denen man sich austauschte und auf den neuesten Stand brachte. Wer heiratete wen, wer spielte wo in welcher Kapelle, wo waren Engagements zu haben, wer wusste einen guten Klarinettenprofessor für den Sohn und so weiter. Bis auf wenige und sehr seltene Ausnahmen waren es ausschließlich Männer, die sich hier trafen, tratschten, tranken und nebenbei durchaus auch Lokal- und Familienpolitik betrieben. Oder – wie ihre Frauen es ausgedrückt hätten – glaubten, Familienpolitik betreiben zu können.

Jedenfalls war das *Fübrich* der Newsroom der Romagemeinde 50 plus, und Jozsef war hier Chefredakteur und Moderator in einem. Kurz gesagt: Wenn es etwas zu wissen gab, Jo wusste es.

Als Adam das Restaurant betrat, war der touristische Betrieb bereits am Abklingen. Jo saß an seinem Alltagszymbal und spielte gerade eine von seinen, wie er selbst sagte, tausendundeins Variationen der *Harry Lime Themes*. Grinsend nickte er Adam zu und bedeutete ihm, an einem der bereits leeren Tische am Fenster Platz zu nehmen. Adam kam der Aufforderung nach und bestellte eine Melange, während Jo sich anschickte, seine *Dritte-Mann*-Version radikal abzukürzen und ohne Umschweife in seine traditionelle Schlussnummer, einen ungarischen Volksmusikklassiker mit dem schönen Namen *Goldregen* überzugehen.

Nachdem Adam vor ein paar Jahren begonnen hatte, mit den verschiedensten Romamusikern kreuz und quer durch Europa zu touren, war er fast zwangsläufig irgendwann auch auf Jo gestoßen. Seither hatte er viele gute Tipps von ihm bekommen, wenn es darum ging, ein Ensemble für eine Tournee zusammenzustellen, oder wenn kurzfristig Leute ausgefallen waren. Im Gegenzug versäumte er es aber auch nie, Jo als Ersten zu informieren, wenn er Positionen für Engagements frei hatte oder von offenen Plätzen in anderen Bands und Gruppen hörte. »Eine Hand wäscht die andere« war die goldene Regel, nach der diese inoffizielle Künstlervermittlung funktionierte.

Seit Adam nun die Agentur seines ehemaligen Auftraggebers Mirko übernommen hatte, war er noch häufiger mit dem alten Ungarn im Geschäft, und in letzter Zeit war kaum eine Woche vergangen, in der er nicht wenigstens einmal auf ein Kaffeetscherl oder ein Achterl im *Fübrich* vorbeigeschaut hätte.

Jo informierte inzwischen die noch verbliebenen Gäste über seine neueste CD-Aufnahme, die es an der Theke als einzigartiges Reiseandenken günstig zu erstehen gebe, verabschiedete sich in sieben oder acht verschiedenen Sprachen und wechselte dann rasch von seinem Arbeitsinstrument zu Adam auf die freie Sitzbank am Fenster.

»Adam, mein alter Zigeuner!« Er drückte dem Begrüßten laut schmatzend die obligaten drei Wangenküsse auf. »Wie geht die Leben? Läuft alles gut mit die Geschäft?«

Adam hob die Schulter. »Kann nicht besser klagen.«

»Suprr, suprr, mein Guter. Immer fleißig, unsere liebste Piefke, nicht wahr?« Jo grinste breit und ließ seine

rechte, mit drei massiven Goldringen geschmückte Hand auf Adams Schulter fallen.

»Sicher! Immer im Einsatz. Einer muss euch Musikersgesindel ja schließlich auf Trab halten.« Adam wusste inzwischen, dass »Piefke«, ein Ausdruck, mit dem Österreicher für gewöhnlich eher abfällig ihre deutschen Nachbarn bezeichneten, in seinem Fall als Kompliment gemeint war.

»Weil du sprichst von Gesindel ...«, Jo nahm einen Schluck aus dem Weinglas, das ihm die Bedienung gerade routinemäßig hingestellt hatte, »ich soll dir noch ausrichten eine Gruß von die Piotr. Seine Sohn hat die Schlagzeug-Job in *Hilton*-Hotel bekommen. Sie haben ihn sofort genommen, wie er hat vorgespielt. Das war sehr gut, dass noch niemand war vor ihm da. Jetzt er kann reduzieren seine Disjokjobs und konzentrieren auf die Abschluss an die Universität. Piotr ist sehr glücklich.«

»Sehr schön.« Adam nickte. »Nach dem, was du mir über den Jungen erzählt hattest, war ich mir fast sicher, dass das klappt.«

»Ah, und wo du sprichst von die Jugend: Wo iste denn heute deine bella Assistentin?« Unvermittelt brach er in lautes Gelächter aus. »Assistentin, wie? So man nennt heute, oder?« Glucksend boxte er Adam gegen den Oberarm.

Der verdrehte amüsiert die Augen. »Na jedenfalls weiß ich jetzt, dass ich gut daran tue, Tamara nicht mehr mit herzubringen.«

»Oh«, der Musiker mimte den Betroffenen, »du gönnst eine alte Mann auch gar keine Vergnügung, Adam.«

»Nein!«, erwiderte der betont trocken. »Weißt du doch. Wir Piefkes kennen nur arbeiten, arbeiten, arbeiten.«

»Ja, ich weiß eh, arbeiten, arbeiten, arbeiten ...«, er blickte ernst, beinahe mitleidig auf sein Weinglas, bevor sich

erneut ein Grinsen über sein ganzes Gesicht ausbreitete, »... mit die junge Assistentin! So nennt man heute!« Und wieder prustete er sein schepperndes Raucherlachen in den mittlerweile fast leeren Gasträum.

Adam seufzte und leerte seine Kaffeetasse in einem Zug. Nachdem er sich die Schaumreste von den Lippen geleckt hatte, versuchte er, das Thema zu wechseln. »Eigentlich wollte ich dich ja etwas Ernsthaftes fragen, Jo.«

»Ernsthaft, okay, Chefe, wir sprechen ernsthaft. Wie Männer.« Er atmete tief durch, kicherte dann aber doch noch ein paarmal lausbubenhaft, was Adam nun schlicht ignorierte.

»Es geht um Folgendes. Ich habe mich gefragt, ob du mir sagen kannst, ob ich mich irre oder ob ich recht habe, und zwar hierbei.« Damit schob er dem Alten die U-Bahn-Zeitung hin und deutete auf das Titelbild.

TITELBILD

Das Bild war seit dem vergangenen Wochenende überall. Jede Tageszeitung hatte es in den letzten drei Tagen mindestens einmal auf der Titelseite gezeigt. Es war in den Nachrichten und im Frühstücksfernsehen diskutiert worden, jedes Onlineportal und bald jeder Blog hatte sich irgendwie dazu geäußert oder es zumindest verlinkt.

Aus dem Internet war es wohl zunächst auch gekommen, wenngleich sich den verschiedenen Berichten zufolge derzeit nicht klar nachverfolgen ließ, wo es zuerst aufgetaucht war. Es hieß, Unbekannte hätten die Aufnahme vor etwa zwei Wochen in verschiedenen Foren gepostet, und von dort habe sie sich mit zunehmender Geschwindigkeit verbreitet, bis sie am Samstagvormittag von CNN aufgegriffen und anschließend von nahezu jedem Medium fast zeitgleich repliziert worden war.

Das Bild auf der Zeitungsseite war unscharf, verschwommen und durch die Vergrößerung aus dem Internet stark verpixelt. Aber wenn man ein wenig Abstand hielt, konnte man erkennen, dass es eine Szenerie unter Wasser darstellte. Die Farben waren matt und schimmerten grünlich. Eine neblige Schicht aus Schwebeteilchen überzog das Ganze, einiges Algengewächs ragte in den Bildausschnitt, und ein leichtes Glitzern war am oberen Bildrand zu sehen.

Im Zentrum der Aufnahme schwebte ein menschlicher Körper. Dem Anschein nach war es ein Mann, vollständig

bekleidet mit dunkler Hose, einem hellen Hemd und einer Krawatte, die sich grotesk der Schwerkraft entgegen nach oben verbog. Die Person hatte dichtes dunkles Haar, sie schien nicht sehr alt zu sein. Das Gesicht war rundlich, der Mund halb geöffnet. Die weit aufgerissenen Augen glotzten tot aus der Fotografie heraus.

Erst wenn man seinen Blick von der gespenstischen Figur wieder gelöst hatte, fiel einem eventuell auf, dass die Hosenbeine am unteren Ende knapp über den Füßen merkwürdig eingedrückt waren, als schnürte sie etwas zusammen. Mit etwas Fantasie vermochte man dann ein dickes Seil oder eine Kette zu erkennen, die von den Beinen nach unten verschwand.

Und schließlich, wenn man die Szene schon eine Weile und irgendwann vielleicht etwas unfokussiert betrachtet hatte, sah man auch die übrigen Schatten. Umrisse und Silhouetten weiterer Personen, die hinter und neben dem unbekanntem Toten in der Bildmitte schwebten.

37 Figuren hatten eifrige Blogger schon bald mithilfe verschiedener Grafikprogramme gezählt. 42 oder gar 50 wollten Fernsehstudios mit noch professionellerer Technik ausgemacht haben. *Unterwasserfriedhof entdeckt* lauteten noch die ersten Schlagzeilen. Zuletzt hatte man sich jedoch auf Variationen von *Mafiagrab auf dem Meeresgrund* eingeschossen und sich zusehends den Spekulationen über den Ort zugewandt, an dem die Aufnahme gemacht worden sein könnte.

Der Hafen von Neapel war als Erstes genannt und gleich wieder verworfen worden, da Hobbytaucher umgehend

bewiesen hatten, dass das Wasser dort derart verdreckt sei, dass man kaum die Hand vor Augen, geschweige denn verwesende Leichen in mehreren Metern Abstand erkannt hätte. Seither rätselten und fachsimpelten echte und selbsternannte Experten in aller Welt über Schwebstoffe, Algenvorkommen, Lichteinfall und Strömungsstärken, und die Summe aller Mutmaßungen lief aktuell darauf hinaus, dass es wohl nahezu jeder feuchte Punkt der Erde sein könnte. Außer der Hafen von Neapel.

Adam hatte die Aufnahme im Internet, im Fernsehen und in den Zeitungen mittlerweile schon so oft gesehen, dass er glaubte, sie bald auswendig nachzeichnen zu können. Und obwohl er eigentlich eine fast schon reflexartige Abneigung gegen jede Art von Medienhype entwickelt hatte, war auch er von diesem verschwommenen Bild auf eigenartige Weise fasziniert und gebannt.

Sergej Ibrahimowitsch Balasaria studierte die Abbildung auf der Titelseite der Gratisgazette, die Adam ihm vorgelegt hatte, mit einer Gründlichkeit und Ausdauer, als hätte er sie zuvor noch nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen.

DANKSAGUNGEN

Mein Dank geht an die vielen großartigen Musiker und freundlichen Menschen, die ich im Laufe der Jahre unter den Roma kennenlernen durfte und die mir Einblicke in ihre Kunst, ihre Kultur und ihr Leben gewährt haben. Mein ganz besonderer Dank gilt unter anderem der Moskauer Sängerin Leonsia Erdenko sowie ihren tschechischen Kolleginnen Simona Senkiova, Kristina Gunarova und dem Roma-Rapper Gypsy.cz. Respekt und Dank auch an Gilda Horvath, Journalistin und Roma-Netzwerkerin in Wien.

Natürlich wäre auch dieses Buch nie entstanden ohne den Zuspruch meiner Familie, Karin und Philipp, meiner Freundin Sabina und ohne die feinen Menschen, mit denen ich in den letzten zwei Jahren Erlebnisse teilen und Gedanken austauschen konnte. Dank daher auch an Su, die beste Nachbarin der Welt, an Anna, Natalie, Bettina, Barbara »BaLo«, Christina, Viktoria, Constanze, Gundi, an Veronika und Clementine sowie an Marlene und Regina, Jacky, Bettine, Beate, die drei Susannes, Franziska und Martin, Brigitte und Johann und an das Ehepaar Köhrer, denen ich mein inspirierendes Heim verdanke.

Ein ganz besonderer Dank gilt noch der lieben Kollegin Nina George für ihre nicht enden wollende Energie, ihren Einsatz für die gemeinsame Sache und ihre Unterstützung speziell zum Erscheinen dieses Buches.

Dafür danke ich natürlich auch dem Team von *ars vivendi* für sein Vertrauen und für die kreative und fruchtbare Zusammenarbeit und freue mich bereits auf deren Fortsetzung.

Widmen möchte ich dieses Buch schließlich noch einmal meiner treuesten Gefährtin, meiner Hundeherzdame Brooklyn, die mich neun Jahre lang bei all den Reisen, Erlebnissen und Abenteuern begleitet hat. Wenige Monate vor dessen Erscheinen mussten wir Abschied voneinander nehmen, aber aufmerksame Leser werden bemerken, dass ich ihr – in Wahrheit zufällig – in diesem Werk ein kleines Denkmal hinterlassen konnte.

UNHEILVOLLE ALLIANZEN

Leichen, mit Gewichten in einem trüben Gewässer versenkt – dieses schaurige Bild geht seit Tagen durch alle Medien. Während die Öffentlichkeit rätselt, wo sich der Fundort befindet, glaubt Musikmanager Adam Wischnewski aus Wien etwas bemerkt zu haben, das den Tatort in Ungarn vermuten lässt. Wurden dort Angehörige der Roma im Verborgenen exekutiert? Mit einer eilig zusammengestellten Gipsycombo als Tarnung reist Adam auf einem Kreuzfahrtschiff die Donau hinunter, um zu recherchieren. Bald merkt er: Nicht alle Roma betrachten ihn als Freund ...

